

1700 Jahre hl. Martin



Das vergessene Leben des Heiligen
Die eigenwillige Erfolgsgeschichte
Der zunehmend gebändigte Heilige

Markus Hofer

DAS VERGESSENE LEBEN DES HEILIGEN

*Die Legende, das ist der Versuch,
die Atemzüge des Vergangenen hörbar zu machen.
Die Legende, das ist der Versuch,
dem Vergangenen abzugewinnen, was noch die Kraft der Gegenwart hat.*

Erhart Kästner



Ein Mönch bittet den Bischof Martin um Vergebung.
Mainzer Psalter, um 770

Vom Untergrund zur Staatskirche

Die junge Christenheit wurde nicht durchgängig verfolgt. Vielmehr waren es einzelne, besonders grausame Kaiser wie Nero, Valerian oder Diokletian, unter denen Christen wegen ihres Glaubens auf oft erbarmungslose Weise ihr Leben lassen mussten. Zu systematischen Verfolgungen im römischen Reich kam es erst in der zweiten Hälfte des 3. Jahrhunderts. Das frühe Christentum war eine Religion, die sich im Privaten abspielte - in Wohnhäusern, im Verborgenen und nicht im Öffentlichen. Das änderte sich radikal, als Kaiser Konstantin im Jahre 312, so erzählt es die Legende, im Zeichen Christi die entscheidende Schlacht gegen seinen Rivalen Maxentius gewann. Im Gegenzug dafür wurde das Christentum als Religion anerkannt und der Zwang zum Kaiserkult abgeschafft. Wer nur an einen Gott glaubt, konnte nämlich nicht auch noch den Kaiser als Gott verehren.

Sei es aus Dankbarkeit oder weil er sich vom Christentum einiges erwartete, machte der Kaiser unverzüglich Nägel mit Köpfen. Bereits 315 begann er mit dem Bau der ersten Kirche: San Giovanni im Lateran; sie gilt bis heute als ‚Haupt und Mutter aller Kirchen‘. Und wenn ein Kaiser baut, dann wird nicht gekleckert, sondern geklotzt. Die erste christliche Kirche war eine sieben-schiffige Basilika und blieb nicht der einzige repräsentative Kirchenbau, den Kaiser Konstantin errichten ließ. Es waren die Jahre, in denen das junge Christentum erstmals nach außen wahrnehmbar wurde, ein öffentliches Gesicht erhielt und das gleich in einer Form, die kulturstiftend wurde.

In diesen Jahren kam ein Mann auf die Welt, der zu einer der markantesten Figuren wurde in der Phase des Übergangs von der privaten religiösen Bewegung zur etablierten Kirche. In den ersten drei Jahrhunderten spielte die Verehrung der Märtyrer eine große Rolle - Männer und Frauen, die für ihren Glauben das Leben lassen mussten und deshalb als Heilige verehrt wurden. Der hl. Martin hingegen ist der erste prominente Heilige, der kein Märtyrer mehr war. Und prominent wurde er trotzdem sehr schnell. In den Mosaiken von Ravenna führt er bereits den Zug der Märtyrer an, obwohl er selber keiner mehr war (um 560). In Torcello, in der Lagune von Venedig, ersetzte

er sogar einen der vier Kirchenväter, weil man auf den beliebten Heiligen an prominenter Stelle nicht verzichten wollte (11. Jh.).

Der christliche Soldatensohn

Kurz nach der Konstantinischen Wende erblickte Martinus 316 oder 317 das Licht der Welt. Möglicherweise ist es aber auch erst 336 gewesen. Verrechnet hat man sich oft. Wir wissen viel über sein Leben durch den Biografen Sulpicius Severus, der ihn persönlich kannte und die „Vita sancti Martini“ noch zu Lebzeiten seines verehrten Bischofs begann. Verehrt hat er ihn über alles und darum ist er nicht unbedingt der sachlich-nüchterne Chronist, sondern stilisiert die Ereignisse in seiner Begeisterung zu einer legendären Heiligenbiografie. Als solche ist sie die erste überhaupt. Zur breiten Verehrung hat Sulpicius Severus viel beigetragen, denn mit seiner Biografie schaffte er das Bild eines superperfekten Heiligen, der von allen Gaben des Heiligen Geistes gleichzeitig erfüllt zu sein scheint. Vielleicht stillte er damit die Sehnsucht nach verehrungswürdigen Vorbildern in einer von neuen Umbrüchen gekennzeichneten Zeit.

Geboren wurde Martinus weit ab von Rom in einem riesigen Kaiserreich, das seinen politischen Schwerpunkt zunehmend in den Osten verlagerte - nicht zuletzt durch den Bau der neuen Hauptstadt Konstantinopel. Sein Geburtsort war Sabaria in der damaligen römischen Provinz Pannonien, das heutige Szombathely (Stein-am-Anger) in Ungarn, unweit der Grenze zum Burgenland. Aufgewachsen ist er allerdings in Pavia, südlich von Mailand, wo sein Vater als Militärtribun eine höhere Stellung innehatte. Hier besuchte er eine Schule, da er lesen und schreiben konnte, auch wenn er kein ausgebildeter Redner oder Schriftsteller war. Zweifellos war Martinus der Sohn einer Familie von Rang. Er erlernte den Umgang mit Waffen und die Reiterei, wobei der fromme Biograf an dieser Stelle sofort hinzufügt, dass er das nicht aus eigenem Antrieb gemacht hätte.

Seine Eltern waren Heiden, doch der junge Martinus fühlte sich schon früh zum christlichen Glauben hingezogen. Offensichtlich suchte er immer wieder die neu entstehenden Kirchen auf. Gemäß einer kaiserlichen Verordnung wurde er als Sohn eines Veteranen zum Militärdienst herangezogen; vermutlich hat der Vater einiges nachgeholfen. Seiner bereits christlich inspirierten Mentalität entsprechend dürfte er diesen damals sehr rauen Dienst nur widerwillig angetreten sein. Die Vereinbarkeit von Kriegsdienst und Christentum war im 4. Jahrhundert nicht unumstritten. Es ging um die rauen Sitten beim Militär, aber auch um die Vereinbarkeit eines kriegerischen Blutvergießens mit dem fünften Gebot und der neutestamentlichen Aufforderung zur Feindesliebe. Es gab sogar ein Verbot für Soldaten in den höheren Kirchenämtern. Martinus jedenfalls wurde Reitersoldat, wobei sein Biograf Sulpicius Severus nicht müde wird zu verdeutlichen, dass kein Blut an seinen Händen klebte und er sich unter den Kameraden mit seiner dienenden Haltung sehr beliebt gemacht habe.

Die Begegnung mit dem Bettler

Offensichtlich kam der junge Soldat in den Gebieten des römischen Reiches weit herum. Gallien, das heutige Frankreich, war in langen Phasen seines Lebens das wichtigste Einsatzgebiet, auch wenn er durch viele Gebiete des heutigen Europas reiste. In die Zeit des Militärdienstes fällt die populärste Geschichte dieses Heiligen - für die meisten wohl die einzige, die sie kennen. Die bekannte Szene spielt in Amiens, nördlich von Paris. Es war ein bitterkalter Winter und vor dem Stadttor bettelte ein nackter Mann. Alle gingen an ihm vorüber, doch dem jungen Martinus gelang das nicht. Ähnlich wie Jahrhunderte später der Aussätzige für Franz von Assisi, dürfte dieser Bettler für Martinus zur Nagelprobe seines neuen Glaubens und damit zum Wendepunkt in seinem Leben geworden sein. Nachdem alle an dem nackten Bettler vorübergingen, war ihm schlagartig klar, dass dieser Bedürftige auf ihn gewartet hatte, dass er seine Herausforderung war. Er zog das Schwert, schnitt den Soldatenmantel entzwei und gab die eine Hälfte dem frierenden Bettler.



El Greco, 1597

Es war vermutlich der weiße, oben mit Pelz gefütterte Mantel für den Winter, den die römischen Soldaten zur Hälfte aus der eigenen Tasche bezahlen mussten. Martin schnitt also den Teil des Mantels ab, über den er auch selber verfügen konnte. Er muss seltsam ausgesehen haben mit dem halben Mantel. Von einigen der Umstehenden wurde er verlacht, andere wieder waren tief betroffen von seiner Tat.

Für Martinus als spirituell bewegtem Menschen, der zwar noch nicht getauft dem Christentum angehörte, aber doch schon vom Evangelium inspiriert war, wurde die Begegnung mit dem Bettler zur entscheidenden Begegnung mit Christus. Nicht mehr im Wort trat ihm das Evangelium entgegen, sondern in der Gestalt dieses frierenden, nackten Mannes. „Was ihr für einen meiner geringsten Brüder getan habt, das habt ihr mir getan.“ (Mt 25,40) Hier wurde der Satz des Evangeliums zur Tat. Wie zur Bekräftigung erschien ihm noch in derselben Nacht im Traum Christus mit jenem Mantelstück, mit dem er den Armen bekleidet hatte. Die Begegnung mit dem Bettler wurde zur entscheidenden Weggabelung im Leben des jungen Martinus. Bekräftigt durch die nächtliche Vision ließ sich der junge Mann mit 18 Jahren taufen, wie sein Biograf schreibt.

Auf der Suche nach dem eigenen Weg

Der entscheidende Schritt war getan, auch wenn ihm an diesem Punkt noch nicht klar war, wohin er führen sollte. Vorerst blieb er noch im Militärdienst, vielleicht auch aus Kameradschaft zu seinem Tribun, den innerlich Ähnliches bewegte. Es war aber nur eine Frage der Zeit, wie lange er diese Lebensform aufrechterhalten konnte. Als Kaiser Julian ein Heer zusammenzog, um die Germanen, die über den Rhein in Gallien eingefallen waren, wieder zurückzudrängen, war für Martinus der Zeitpunkt gekommen. Er bat um seine Entlassung aus dem Militärdienst. Zum Kaiser, so berichtet Sulpicius Severus, soll er gesagt haben: „Bis jetzt habe ich dir gedient, jetzt lass mich Gott dienen. Als Soldat Christi ist es mir nicht erlaubt zu kämpfen.“ Interessanterweise wird die militärische Diktion beibehalten, nur ändert sich



Christus erscheint dem hl. Martin nach der Mantelteilung im Traum
Simone Martini, Assisi, Basilika San Francesco, Unterkirche, 1322-26

der Auftraggeber und die Waffenart. Der junge Martinus ist nicht mehr der Soldat des Kaisers, sondern jetzt der Soldat Christi, der für das Evangelium kämpft, aber nicht mehr mit Waffen, die Blut vergießen.

Mit diesem Schritt brach er die Brücken seiner bürgerlichen Existenz ab. Er gab nicht nur die militärische Karriere auf, sondern auch viele Sicherheiten, die damit verbunden waren. Er tat es zugunsten einer spirituellen Lebensform, von der er vermutlich noch keine klare Vorstellung hatte. Gleichzeitig war es eine religiös äußerst bewegte Zeit. Nachdem das Christentum die öffentliche Anerkennung erreicht hatte, gab es heftige Auseinandersetzungen über die christliche Lehre, wie sie in dieser Zeit in den ersten Konzilen festgelegt wurde. Manche Debatten, wie die um den Arianismus, wurden über Jahrzehnte und nicht gerade mit zimperlichen Mitteln geführt. Es ging um Christus als wahren Gott und wahren Menschen, während die Arianer ihn nicht mit Gott Vater auf derselben Stufe sehen wollten. Der Kampf war angereichert mit Missverständnissen, Gehässigkeiten, gegenseitigen Verbannungen und machtpolitischen Interessen - auch von Seiten der wechselnden Kaiser. Martinus suchte vorerst Rat und Unterstützung bei Hilarius, dem später seinerseits als heilig verehrten Bischof von Poitiers.

Die Bemühungen des Bischofs, den religiös suchenden jungen Mann mit einem kirchlichen Amt in die Pflicht zu nehmen, wehrte Martinus vorerst ab. Es war aber vermutlich nicht nur Bescheidenheit, wie sein frommer Biograf schildert. Eher galt seine Suche nicht einem kirchlichen Amt bzw. wusste er selber noch nicht, was seine Lebensform sein sollte. Manchmal entsteht der Weg erst beim Gehen. Es folgte eine mehr als abenteuerliche Reise quer durch Europa. In Pannonien gelang es ihm, seine Mutter zum christlichen Glauben zu bekehren, während er beim Vater erfolglos blieb. Vermutlich auf der Flucht vor hitzigen Arianern, zu denen auch Bischöfe gehörten, kam er nach Mailand. Hier baute er sich eine Zelle, in der er als Einsiedler leben wollte, worin sich bereits ein wesentlicher Zug seines späteren Lebens zeigt. Von einem arianischen Widersacher wurde er aber wieder vertrieben und zog sich auf die Insel Gallinara zurück, südlich von Genua, wo er sich in radikaler Einsamkeit von Kräuterwurzeln ernährte. Sein Berater Hilarius

wurde von Kaiser Constantius II. im Arianismus-Streit bis nach Phrygien in der heutigen Zentraltürkei verbannt. Als er zurückkehren durfte, hoffte Martinus, seinen geistlichen Mentor in Rom treffen zu können. Dieser war aber bereits abgereist in die eigene Bischofsstadt und Martinus folgte ihm erneut über die Alpen nach Poitiers, wo sein abenteuerlicher Weg kreuz und quer durch das römische Reich ein erstes Ende fand.

Der Asket als Gottesmann

Martinus trieb es in eine Richtung, die von den Wüstenvätern des Ostens vorgelebt wurde: das spirituelle Leben in völliger Weltabgewandtheit und radikaler Askese. Nach den Märtyrern, die ihr Leben für den Glauben gaben, betritt nun ein neuer Typ des geistlichen Menschen die westliche Bühne der Geschichte: der Gottesmann (vir dei), der in freiwilliger Form auf alles verzichtet, um ganz nur für Gott da zu sein. Als solcher faszinierte er! Er faszinierte das christliche Volk wegen der konsequenten Lebensweise, vermutlich auch seiner Ausstrahlung und Glaubwürdigkeit wegen und nicht zuletzt, weil er in seiner Art den Glauben zu leben, keinen Repräsentanten der aufkommenden kirchlichen Elite darstellte.

Die Kirche war nach der Konstantinischen Wende erst dabei zu lernen, mit der neu gewonnenen Macht und Freiheit umzugehen. Angeregt durch die prachtvollen Kirchenbauten, die der Kaiser selber errichten ließ, wurden zunehmend Elemente des römischen Kaiserkults in die Liturgie übernommen. Die Übertragung des kaiserlichen Hofzeremoniells betraf auch die Rolle des Bischofs, der in den großen Basiliken einen Thron bekam und den man mit Niederwerfungen und Weihrauch verehrte. Diese gesellschaftliche Aufwertung des Bischofs und seines Klerus wird anfangs manche befremdet haben. Andere wieder dürften es vermutlich bald zur Ausschmückung der Verantwortung des Amtes akzeptiert und wohl auch genossen haben. Ein Gottesmann wie Martinus stellte da einen anziehenden Gegenpol dar.

Liest man die Wundergeschichten seines Biografen Sulpicius Severus, so wird deutlich, dass Martinus nicht in völliger Abgeschiedenheit lebte, sondern sich auch den Nöten der Welt stellte; egal wie wörtlich man die vielen Heilungen nehmen mag. Jedenfalls besaß er einen großen Ruf als Heiler und wurde damit völlig neu als Heiliger unter Menschen auch zu einer Leitfigur für Laien. Das Christentum beschränkte sich zu dieser Zeit auf die Städte, während die keltische Landbevölkerung weiterhin verschiedene Gottheiten verehrte. Auch im Kampf gegen diese heidnischen Götter, in denen Martinus sogar handgreiflich werden konnte, beeindruckte und überzeugte der Gottesmann viele beobachtende Zweifler.

Das erste Kloster des Westens

Er faszinierte aber nicht nur das Volk, sondern auch Männer, die eine ähnliche spirituelle Sehnsucht umtrieb. Als er sich Hilarius folgend in Poitiers niederließ, schreibt sein Biograf ganz lapidar, dass er sich unfern der Stadt eine Zelle baute. Ein paar Zeilen später ist aber bereits von „Brüdern“ die Rede. Was im heutigen Ligugé 361 entstand, war das erste „Kloster“ im christlichen Westen. Das Wort steht hier noch unter Anführungszeichen, denn die erste eigentliche Klosterregel des Benedikt von Nursia entstand erst 180 Jahre später. Es war eine Art zönotischer Gemeinschaft, die um Martinus herum entstand. Das radikale Leben als Einsiedler geht auf Antonius von Ägypten zurück, der sich schon im 3. Jahrhundert völlig in die ägyptische Wüste zurückzog, um in radikaler Konsequenz das Evangelium zu leben, wo es heißt: „Wenn Du vollkommen sein willst, dann verkaufe alles, was Du hast, und gib es den Armen.“ (Mt 19, 21) und „Sorget euch nicht um den morgigen Tag, denn der morgige Tag wird für sich selber sorgen.“ (Mt 6, 34). Die ägyptischen Wüstenväter waren eine Art religiöser Abenteurer, die in dieser völlig reduzierten Form ein spirituelles Leben streng nach dem Evangelium führten. Im 4. Jahrhundert entstand daraus das Zönotentum, indem solche Einsiedler begannen, gemeinsam unter einem Dach zu leben, jeder für sich und doch in Gemeinschaft. Diese Lebensform brachte Martinus in den

lateinischen Westen und sie muss ausgestrahlt haben. Er blieb nämlich als Einsiedler nicht lange allein, vielmehr scharten sich immer mehr Brüder um ihn. In seinem Kloster gab es allerdings noch keine schriftliche Regel und neben dem Gebet war, außer dem Schreiben, keine Arbeit vorgesehen.

Nachdem das Christentum aus dem Untergrund in die offizielle Anerkennung kam, sich immer mehr verbreitete und Strukturen und Ämter entwickelte, folgte zweifellos auch eine Art Verbürgerlichung der ursprünglichen religiösen Impulse. Gottesmänner wie Martinus, aber auch Mönche und Nonnen bis heute haben hier die Funktion, die Radikalität des Evangeliums in Erinnerung zu halten. Selbstverständlich können nicht alle so leben und selbstverständlich können nicht alle alles verkaufen. Doch droht umgekehrt, durch die Anpassung an die bürgerlichen Zwänge des Lebens, das Evangelium in den gut gemeinten Alltag hinein zu verdunsten. Martinus steht hier ganz am Anfang einer solchen Entwicklung und vermutlich wurzelt darin die besondere Ausstrahlung, die er in dieser kirchlichen Frühzeit auf die Menschen hatte. Waren in den ersten Jahrhunderten die Märtyrer die großen Idole der Christen, waren es nun solche Gottesmänner wie Martinus.

Bischof wider Willen

Vermutlich wäre er gerne den Rest seines Lebens in seiner Eremitengemeinschaft verblieben, doch das Volk wollte mehr. Das Volk von Tours forderte Martinus als Bischof von Tours und damals hatte das Volk bei den Bischofsbestellungen noch ein Mitspracherecht. Es war aber kein Leichtes, wie sein Biograf schreibt, ihn seinem Kloster zu entreißen. Tours, etwa 100 km von Poitiers entfernt, war damals keine allzu bedeutende Stadt mit etwa 5000 Einwohnern – doch die blieben hartnäckig. Mit Tricks lockten sie ihn von seiner Einsiedelei weg und Scharen von Bürgern sollen ihn mit Ehrengelait in die Stadt geführt haben. Allerdings kam von Bischöfen umliegender Städte Widerstand gegen seine Wahl. Er sei des Bischofsamtes nicht würdig, hieß es Dabei wurde sein unansehnliches Äußeres ins Spiel geführt, seine armse-



Martin als barocker Bischof mit Evangelienbuch und Gans
Pfarrkirche Braz, Josef Vonier 1760

lige Kleidung und das ungepflegte Haar. Einen Eremiten in einem Amt, das zunehmend den Reichsbeamten des römischen Kaiserreichs gleichgestellt wurde, konnten sie sich nicht vorstellen. Es ging aber sicher nicht nur um das Äußere. Zweifellos war gerade den inzwischen etablierten Amtsträgern der Einsiedler, der in radikaler Konsequenz nach dem Evangelium zu leben versuchte, ein Dorn im Auge. In seiner Person war er die leibhaftige Infragestellung ihrer eigenen angepassten Lebensform.

Wie auch immer, weder den feindlich gesinnten Bischöfen noch ihm selber gelang es, den zwingenden Wunsch des Volkes zu verhindern. Angestrebt hatte Martinus ein solches Amt mit Sicherheit nicht. Mit gewissem Stolz stellt sein Biograf fest, dass er als Bischof unverändert ganz derselbe blieb, der er vorher gewesen war. In festliche Roben dürfte er sich also nicht gehüllt haben - vielmehr suchte er als Bischof schnell wieder einen Ort, wo er trotz des Amtes seine asketische Lebensform fortführen konnte. So gründete er etwas außerhalb der Stadt erneut ein Eremiten-Kloster, das Kloster Marmoutier, mit vielen Brüdern, die nach seinem asketischen Vorbild zu leben versuchten. Damit schuf Martinus nochmal einen neuen Heiligkeitstyp: Den Bischof einer Stadt, der seine Verantwortung für die kirchliche Gemeinschaft wahrnimmt und trotzdem das Ideal des Eremitentums lebt. Wie er sein Amt im konkreten Fall ausübte, lässt sich im Detail nicht mehr erschließen. In seiner Gestalt verkörpert sich aber für alle Zeit die Frage, wie im kirchlichen Amt das Evangelium zu leben sei, wie leitende Verantwortung für eine Organisation mit den grundlegenden Idealen der Gemeinschaft zu vereinen sind.

Christen töten Christen

Von höfischem Verhalten, von Anbiederung an die weltliche Macht und den jeweiligen Kaiser hielt er jedenfalls nicht viel, wie Sulpicius Severus stolz berichtet und dabei doch ein wichtiges und trauriges Ereignis im Leben von Bischof Martinus mehr verschleiert als verdeutlicht. Es geht um die tragische Geschichte von Priscillian, dem damaligen Bischof von Avila in Spa-

nien. Priscillian war vielleicht zu weit gegangen in seinem Versuch, die Forderungen des Evangeliums in wörtlicher Konsequenz zu leben. Er forderte für die christliche Lebensform nicht nur die Werke der Liebe, sondern auch strenge Askese, Ehelosigkeit und völlige Abstinenz. Da er selber als Bischof seine radikale Lehre konsequent lebte und eine ständig wachsende Schar an Anhängern um sich hatte, wurde er zunehmend bedrohlich für die anderen Bischöfe und die weltliche Hierarchie - inzwischen war das Christentum bereits zur Staatsreligion geworden. Martinus selber war nicht von derselben Radikalität wie der spanische Bischof und doch stand er irgendwie zwischen den Fronten.

Nach der gewaltsamen Machtergreifung von Kaiser Magnus Maximus spitzte sich die Sache zu und die innerkirchlichen Gegner Priscillians erkannten ihre Chance. Bei der Synode von Trier 385 wurde er vor dem dort residierenden Kaiser der Ketzerei angeklagt. Martinus setzte sich vorerst erfolgreich für Priscillian ein, zumal dieser nicht nach weltlichem Recht beurteilt werden sollte. Der Kaiser dürfte Bischof Martinus durchaus geschätzt haben, doch in dessen Abwesenheit kam es zu dem verhängnisvollen Urteil. Priscillian wurde wegen Ketzerei zum Tode verurteilt und zusammen mit einigen Gefolgsleuten unverzüglich enthauptet. Der Besitz des aus reichem Hause stammenden Bischofs fiel nach dem Todesurteil dem Staat zu und füllte die leeren Kassen des Kaisers. Bischof Martinus soll danach an keiner Konferenz der Bischöfe mehr teilgenommen haben.

Möglicherweise war es die größte Niederlage im Leben des Martinus und vielleicht liegt hier der Grund, warum sein Biograf im Priscillianistenstreit so vage bleibt. Zum ersten Mal wurde das weltliche Recht in einer religiösen Angelegenheit angewandt. Innerkirchlich gab es als größte Strafe nur die Exkommunikation, nicht aber die Todesstrafe wie im weltlichen Recht. Damit war es nicht nur eine Niederlage des Bischofs Martinus, sondern auch eine der noch jungen Staatskirche. Zum ersten Mal in der Geschichte bringen Christen Christen um, weil sie nicht rechtgläubig sein sollen. Priscillian war der erste Kleriker, der infolge einer Anklage durch kirchliche Vertreter hingerichtet wurde. Damit ist eine neue Grenze überschritten worden.

Kein Märtyrer und doch heilig

Martinus selber starb wahrscheinlich im Jahr 397 in Candes, wohin er gerufen wurde, um einen Streit unter Klerikern zu schlichten. Ein paar Tage später wurde er am 11. November in seiner Bischofsstadt Tours beerdigt. Martinus war ein großer Asket, der zweifellos in sich ruhte. Niemand habe ihn je zornig gesehen, aufgeregt oder traurig. Er blieb sich immer gleich, schreibt Sulpicius Severus. Ob ihn wirklich niemand lachen gesehen hat, sei einmal dahin gestellt. Dass sein Angesicht von himmlischer Freude strahlte, glaubt man seinem Biografen gerne. Seine Ausstrahlung muss enorm gewesen sein. Nicht zuletzt deshalb wurde er zum ersten Heiligen, der nicht des Märtyrertodes wegen verehrt wurde, sondern wegen seines Lebens.



Begräbnis des hl. Martin

Simone Martini, Assisi, Basilika San Francesco, Unterkirche, 1322-26

DIE EIGENWILLIGE ERFOLGSGESCHICHTE

Verehrung und Brauchtum



Der hl. Martin als Bischof mit Evangelienbuch und Gans
Bürserberg, Pfarrkirche, um 1740

Es sei traurig und beklagenswert, schreibt Martins Biograf Sulpicius Severus, dass seine Gegner fast nur Bischöfe waren. Das Volk hatte ihn verehrt, von seinen Kollegen im Amt wurde er nicht selten angefeindet. Der asketische Gottesmann verweigerte die Rituale der Macht, die innerkirchlichen Anpassungen an die sich entwickelnde Staatsreligion. Er lebte das Evangelium in einer radikalen Form, die zunehmend unbequem wurde. So sehr ihn das Volk schon zu Lebzeiten als Heiligen verehrte, wurde er von seinen Widersachern ‚mit giftiger Schlangenzunge verwundet‘, wie sein Biograf schreibt. Martinus, wenn man ihn als Person ernst nahm, hatte etwas schwer Verdauliches, war eine Provokation, und seine Verehrung durch das Volk kirchenpolitisch eher ein Pulverfass. Dieser Erscheinung mussten irgendwie die Zähne gezogen werden. Dazu wurde ein nachhaltigeres Mittel entwickelt als den Widerstand: die Verehrung.

Vermutlich wurde diese Strategie tatsächlich erstmals am Beispiel des hl. Martin ausgebildet: Je mehr man einen unbequemen Gottesmann oder eine unbequeme Gottesfrau in aller Breite beginnt zu verehren und sie zur Würde der höchsten Altäre erhebt, umso harmloser werden sie. Umso ‚heiliger‘ solche Personen dann erscheinen oder präsentiert werden, umso weniger können sie noch Anstoß erregen, umso mehr verlieren ihre Ansprüche die Relevanz für unseren eigenen Alltag. Mit derart heiligen Menschen kann man sich wirklich nicht mehr vergleichen. Diese Strategie funktioniert in beide Richtungen. Der amtliche Klerus versöhnte sich in der geförderten Heiligenverehrung wieder mit dem Volk und gleichzeitig verschwanden damit die unangenehmen Vergleiche. Das Volk seinerseits verehrte weniger den spirituellen Gottesmann als zunehmend den heilsamen Wundertäter. Auch dadurch wurden die spirituellen Herausforderungen entschärft, die Ansprüche des Lebens nach dem Evangelium, und stattdessen fand man einen Wundertäter, zu dem man in eigenen Anliegen pilgern konnte.

Die Verehrung in der nachrangigen „Erfolgsgeschichte“ des Heiligen hätte kaum prominenter ausfallen können. Der fränkische König Chlodwig I. ernannte den hl. Martin Anfang des 6. Jahrhunderts zum Nationalheiligen und Schutzherrn des Frankenreiches der Merowinger. Es ging sogar so weit, dass man ihn als Schlachtenhelfer instrumentalisierte, indem sein Mantel bei Kämpfen vorangetragen wurde. Seit der Merowingerzeit galt der Mantel als fränkische Reichreliquie, die in Paris aufbewahrt, aber bei Feldzügen mitgeführt wurde. Später kam er in die Obhut der Karolinger, die die Verehrung des hl. Martin erneut belebten und in die rechtsrheinischen, deutschen Gebiete brachten. Dieser Mantel hat bedeutende Spuren in der deutschen Sprache hinterlassen. Lateinisch nannte man ihn die „cappa“ (Mantel mit Kapuze), woher einmal unsere „Kappe“ stammt. Die Palastkirche zur Aufbewahrung der „cappa“ wurde dann zur „Kapelle“ (lat. capella), die dort tätigen Geistlichen zu „Kaplänen“ (lat. capellanus) und nicht zuletzt nannte man auch noch die Musiker an diesen Kirchen zusammen „die (Musik)Kapelle“. Die Stadt Tours wurde bald nach dem Bau der Grabkapelle nach Rom zum bedeutendsten Wallfahrtsort der Spätantike und er blieb es auch durch das ganze Mittelalter. Grab und Kloster des hl. Martin wurden während der Französischen Revolution zur Gänze zerstört, wobei im späteren 19. Jahrhundert über der ehemaligen Stätte wieder eine Kirche errichtet wurde. Mit dem Wallfahrtsort Tours entwickelten sich auch viele Martinswege der Pilger quer durch das heutige Europa. (vgl. <http://www.viasanctimartini.com/de>).



Der hl. Martin (ohne Bettler), wie man sich in der Barockzeit einen römischen Soldaten vorgestellt hat.

Dornbirn, Stadtpfarrkirche St. Martin, Mitte 18. Jahrhundert

Vom Asket zum Weinpatron

Die Patronate, für die der hl. Martin zuständig ist, sind legendär. Er ist der Patron der Soldaten, Kavalleristen und Reiter, Polizisten, Huf- und Waffenschmiede, Weber, Gerber, Schneider, Gürtel-, Handschuh- und Hutmacher, Tuchhändler, Ausrufer, Hoteliers und Gastwirte, Kaufleute, Bettler, Bürstenbinder, Hirten, Böttcher, Winzer, Müller, der Reisenden, Armen, Flüchtlinge, Gefangenen und der Abstinenzler. Weiter wurde er angerufen gegen Ausschlag, Schlangenbiss, Rotlauf und für das Gedeihen der Feldfrüchte. Er war tatsächlich Reitersoldat und damit ist die erste Reihe plausibel. Die Mantelteilung passt selbstverständlich zu den Bettlern, Armen und Flüchtlingen. Gereist ist Martinus anfangs viel und zum großen Asketen passen auch die Abstinenzler. Doch schon mit der Tatsache, dass derselbe Heilige für die Abstinenzler und die Winzer zuständig ist, beginnt die Ironie des Schicksals. Die vielen, weit verbreiteten Martinsbräuche haben kaum etwas mit seiner Person zu tun. Viele Bräuche sind älter als die dazu gehörigen Martinslegenden und andere wiederum sind überhaupt erst im 20. Jahrhundert entstanden.

Feuerbrennen und Laternenfest, Weintrinken und Weintaufen, Martinssingen, Gänseschmaus, Bettelbräuche, Liebeszauber, Faschingsbeginn – es gibt keinen zweiten Heiligen, der mit so vielfältigem Brauchtum in Verbindung gebracht wurde. Die Ursprünge dieser Bräuche haben aber letztlich wenig mit dem hl. Martin zu tun. Es beginnt schon mit der eigenwilligen Festlegung des Gedenktages. Normalerweise ist der Gedenktag von Heiligen ihr Todestag, und das wäre bei Martin der 8. November. Gefeierte wird stattdessen seine Grablegung, da er am 11. November in Tours feierlich beerdigt wurde. Die Hintergründe für diese Bräuche sind nicht wirklich im Leben des Martinus zu suchen. Dazu ist vorab auch klar festzuhalten, dass der Martinstag nicht zu einem Tag der Nächstenliebe und des Teilens wurde! Zumindest die allen bekannte Mantelteilung würde das nahelegen. Der von Anfang beliebte Heilige wurde im religiösen Brauchtum grundsätzlich verniedlicht, um nicht zu sagen domestiziert.

Schwellentag

Viele Bräuche wurzeln darin, dass der 11. November schon früh als Schwellentag galt. Er steht für den Übergang vom Herbst zum Winter, von der bewegten Zeit zur Ruhezeit, vom Tageslicht zum künstlichen Licht, bei dem man nun arbeiten musste. Es ist ein alter Heischebrauch, dass an diesem Tag Buben von armen Familien um Holz für den anstehenden Winter betteln durften. Dabei sind auch Abfälle wie Stroh oder kaputte Körbe entsorgt worden, die manchmal gleich angezündet wurden. Es muss ein teilweise herber und feuergefährlicher Buben-Brauch gewesen sein, der im Bürgertum gegen Ende des 19. Jahrhunderts kanalisiert wurde bis hin zum Laternenumzug im Kindergarten. Lichterprozessionen oder Feuerbräuche sind grundsätzlich alt, gehen aber keineswegs zwingend aus dem Leben des Martinus hervor. Am Schwellentag wurden auch jene Tiere geschlachtet, die man aus Kostengründen nicht über den Winter weiterfüttern wollte und darum ging es den Gänsen an den Kragen. Mancherorts gab es aus demselben Grund auch das Martinischwein. Dieser Schwellentag war auch der Hauptzinstag der Bauern, an dem das neue Wirtschaftsjahr begann. Das Gesinde wurde ausbezahlt, Pachtverträge geschlossen und Steuern abgeführt. Umgekehrt konnten die Knechte und Mägde wie an Maria Lichtmess am 11. November ihre Dienstherrn wechseln und deshalb gab es nicht selten Abschiedsessen oder es wurde gleich ein Teil des Lohns mit einer Gans beglichen. Auch Steuern wurden mancherorts in Gänsen beglichen. In Weingegenden kam dazu, dass nun der Wein in den Fässern lag, die angeheuerten Lesearbeiter entlassen und der erste Heurige probiert werden konnte. An diesem Punkt verbindet sich nun der 11. November mit einer anderen alten religiösen Tradition, die aber ebenso nichts mit dem hl. Martin zu tun hat.

Beginn der Fastenzeit

Ab dem 7. Jahrhundert begann die Adventszeit am 12. November mit einer Fastenzeit ähnlich jener vor Ostern. Rechnet man von diesem Tag aus ohne die Samstage und Sonntage kommt man auf genau 40 Fastentage bis Epiphanie (Erscheinung des Herrn, Dreikönig). Weihnachten als Hauptfeiertag kam erst später auf (vgl. Ostkirche). Damit wird der 11.11. zum letzten Tag vor der ersten großen Fastenzeit und diese Tatsache spielte wunderbar zusammen mit den zu schlachtenden Gänsen, dem zu verabschiedenden Gesinde und dem fertigen Wein. Auf diese Weise wurde der hl. Martin mehr oder minder zufällig zum Patron der Winzer und Gänse. Schon Gregor von Tours, der vierzehnte Nachfolger des Martinus, fügte seiner Biografie Legenden hinzu, die den Weinpatron nahelegen und seine asketische Lebensform verharmlosen. Im Mittelalter kam noch die Legende auf, Martin, der nicht Bischof werden wollte und sich vor dem Volk versteckte, sei von Gänsen verraten worden. Damit war für den 11. November alles unter einem Hut und durch Legenden um den beliebten Heiligen abgesichert.

Verbunden hat sich das Ganze mit dem verständlichen Bedürfnis, kurz vor der Fastenzeit noch einmal ausgelassen auf die Pauke zu hauen, das Essen und Trinken noch einmal in vollen Zügen zu genießen. Der 11. November hatte zweifellos eine dem Faschingsdienstag vergleichbare Bedeutung. Schon im 17. Jahrhundert gab es Schilderungen von Missbräuchen bis hin zur Klage, dass das „Fressen und Saufen“ teils bis in die Fasnacht andauere. So gesehen wäre der 11.11. dann tatsächlich der Faschingsbeginn. Vielleicht hat die erst im 19. Jahrhundert erfolgte Festlegung des Faschingsbeginns etwas mit diesem Missbrauch des Martinstags zu tun. Spätestens hier müsste dem großen Gottesmann im Himmel doch ein Lächeln über die Lippen kommen...



Der hl. Martin führt im Purpurmantel den Zug der Märtyrer an.
Ravenna, S. Apollinare Nuovo, Mosaik um 560

DER ZUNEHMEND GEBÄNDIGTE HEILIGE

Bildgeschichte und Ikonografie

Der prominente Kirchenmann

Der Bau der ersten Kirchen unter Kaiser Konstantin war gleichzeitig die Geburtsstunde der christlichen Kunst. Riesige Innenwände standen zur Verfügung, die mit den malerischen Mitteln der Spätantike (Mosaik, Fresken) ausgestaltet wurden. Neben der repräsentativen Darstellung von Christus als Weltherrscher und verschiedenen Szenen aus dem Evangelium, waren es sehr bald auch schon Heilige, anfangs vor allem die Märtyrer, die in diese Bildprogramme eingebunden wurden. In Tours dürfte der erste Zyklus mit Szenen aus dem Leben des hl. Martin bereits Ende des 4. Jahrhunderts entstanden sein, mit einem weiteren im 5. Jahrhundert. Erhalten sind beide leider nicht.

Als Rom in der Spätantike zunehmend an Bedeutung verlor, stieg vorübergehend Ravenna zur Hauptstadt Italiens auf. Ende des 5. Jahrhunderts eroberte der Ostgotenkönig Theoderich Italien und errichtete in Ravenna seine Residenz mit einer prächtigen Palastkirche, die heutige Kirche S. Apollinare Nuovo, die reich mit Mosaiken ausgeschmückt war. Theoderich der Große war allerdings arianischen Glaubens. Nach der Rückeroberung Italiens durch die oströmischen Truppen wurde seine Palastkirche dementsprechend umgestaltet und neu eingeweiht. Der Patron der neuen Kirche wurde kein Geringerer als der hl. Martin. Auf der rechten Längsseite ist ein langer Zug von Märtyrern in weißen Gewändern dargestellt. Angeführt wird dieser Zug vom einzigen Nicht-Märtyrer: dem hl. Martin, der gleichzeitig in einen Purpurmantel gehüllt ist. Der Purpurmantel war ursprünglich das Alleinstellungsmerkmal des römischen Kaisers und in der frühchristlichen Kunst wurde dieses Symbol auf Christus übertragen. Umso erstaunlicher ist es, dass im ältesten erhaltenen Bild der hl. Martin den Zug der Märtyrer in einem Purpurmantel anführt. Das mag einerseits ein Hinweis darauf sein, dass er versuchte wie Christus in der Nachfolge das Evangelium möglichst konsequent zu leben. Gleichzeitig steht er hier aber auch vor uns als der Anführer der nicht-arianischen (katholischen) Kirche.

Der einfache Mönchsbischof

In den frühen Jahrhunderten der christlichen Kunst gibt es eine ganze Reihe von Zyklen, in denen Episoden aus dem Leben des hl. Martin dargestellt wurden, basierend auf der Biografie des Sulpicius Severus oder späterer Legenden. Er erscheint dabei als der verantwortungsvolle Bischof, als heilender Wundertäter oder Missionar des Glaubens. Den Höhepunkt dieser Phase bilden die großen Glasfenster-Zyklen in den gotischen Kathedralen, vor allem von Tours und Chartres. Der letzte große und gleichzeitig kunsthistorisch bedeutendste Zyklus stammt von Simone Martini, der um 1320 in der Unterkirche der Basilika San Francesco in Assisi auf der Basis von Sulpicius Severus eine eigene großformatige Bilderfolge entwickelte. Der Sieneser Simone Martini, Zeitgenosse von Giotto, Dante und Petrarca, war einer der bedeutendsten Maler der italienischen Gotik. In seinem Hauptwerk hat er die Szenen aus dem Leben des hl. Martin in die Lebenswelt seiner eigenen Zeit übersetzt.

In Einzeldarstellungen tritt der Heilige zuerst als der schlichte, einfache Mönchsbischof auf. In weiterer Folge spiegelt sich die kirchliche Sozialgeschichte in den verschiedenen Martinsbildern. Mit der zunehmenden Macht der Reichskirche wird auch der ehemalige Mönchsbischof immer monumentaler, prächtiger und aristokratischer dargestellt. Ab dem 14. Jahrhundert ist von den asketischen Anfängen kaum mehr etwas sichtbar.

Das Bild der Mantelteilung

Die Geschichte der Mantelteilung entwickelt sich ab dem Ende des 10. Jahrhunderts zu einem eigenständigen Bildtyp. Martinus war ein Reitersoldat, doch sein Biograf erwähnt in der Erzählung nichts von einem Pferd oder dass er vor das Stadttor von Amiens geritten käme. Dementsprechend steht er vorerst gegenüber dem Bettler, mit dem er seinen Mantel teilt. Wenn dann ein Pferd dabei ist, ist er meist bereits abgestiegen. In der großartigen Holz-



Der hl. Martin als Ritter auf dem Pferd bei der Mantelteilung. Aus dem Himmel spricht Christus: „Martinus hac me veste contextit“ (Martinus hat mich mit diesem Gewand bedeckt).

Nenzing-Beschling, bemalte Kassettendecke, Christian Lutz Ende 17. Jh.

decke von St. Martin in Zillis (CH) gibt es zuerst ein Feld nur mit dem Pferd allein. Im nächsten Feld dann steht Martin vor dem sitzenden Bettler und zerschneidet den weißen Mantel. Sitzt er auf dem Pferd, ist in den Darstellungen oft das Pferd sehr klein oder der Bettler sehr groß. Bis ins Hochmittelalter zeigen die Bilder der Mantelteilung durchweg eine Begegnung auf Augenhöhe zwischen Martinus und dem Bettler.

Der gebändigte Heilige

Im Laufe des 14. Jahrhunderts gab es hier eine zunehmend radikale Verschiebung. Während Glanz und Pracht des Rittertums schon zu verwelken begannen, wurde der hl. Martin ikonografisch immer mehr zum Ritter hoch zu Ross in immer eleganterer, vornehmer Kleidung. Die Augenhöhe zum Bettler verschwindet zunehmend und das Von-Angesicht-zu-Ange-sicht wird ersetzt durch ein aristokratisches Von-oben-herab. Es mehren sich sogar Darstellungen, in denen der Heilige dem Bettler nicht einmal mehr in die Augen schaut. Dabei kann der Ritter auch ersetzt werden durch einen stattlich gekleideten Bischof, der im Grunde nicht mehr teilt, sondern dem armen Bettler ein Almosen gewährt. Die Mantelteilung ist jetzt kein Ausdruck des gelebten Evangeliums mehr, sondern sinkt auf die Bedeutung eines caritativen Aktes ab. Endpunkt dieser Entwicklung sind dann die Einzeldarstellungen, oft als Skulpturen an barocken Altären, bei denen ein kleiner, meist verkrüppelter Bettler zu seinen Füßen kauert. In solchen Darstellungen verkommt der Bettler letztlich zu einem Heiligenattribut, um die Person des hl. Martin noch erkennbar zu machen. An diesem Punkt ist es dann auch kein Problem mehr, den Bettler schlichtweg durch eine Gans zu ersetzen.

Im 19. Jahrhundert treten vermehrt wieder Bildzyklen auf mit Szenen aus dem Leben des Heiligen. Eine nachhaltige Bildkraft erreichen sie aber nicht mehr. Künstlerische Höhepunkte der Ikonografie des hl. Martin sind neben den romanischen Malereien und den gotischen Glasfenstern der Freskenzyklus des Simone Martini und das Gemälde von El Greco in der ausklingenden



Der Bischof mit der Gans zu den Füßen
Schruns, Pfarrkirche, Ignaz Bertle 1876

Renaissance. Martin erscheint im Gewand eines jungen, spanischen Adligen aus der Zeit El Grecos, während er mit dem nackten Bettler den Mantel teilt. Es ist zwar ein Geben von oben herab, aber in der eigenwilligen, langgezogenen Darstellung mit einer in den Himmel ragenden Sphäre, macht El Greco aus der Mantelteilung eine überragende Geste.

Die Bildgeschichte des hl. Martin beginnt mit dem einfachen Mönchsbischof, dessen Person und Taten als Ausdruck des radikal gelebten Evangeliums gelten. Auch wenn die Bilder ab dem 14. Jahrhundert äußerlich prächtiger werden, entfernen sie sich vom Ursprung des Heiligen. Übrig bleibt ein nobler Ritter hoch zu Ross, der ein Almosen abgibt oder ein feierlich gekleideter kirchlicher Würdenträger, der nur noch an den Attributen erkennbar ist – der Bettler und die Gans wurden austauschbar. Vielleicht war es das Brauchtum, das vieles von den Ursprüngen überlagerte. Sicher waren es aber auch die gewandelten gesellschaftlichen Bedingungen, unter denen die ursprüngliche Sprengkraft dieses Heiligen nicht mehr erkannt und ikonografisch nicht mehr weiterentwickelt wurde.

MARTINSKIRCHEN UND -KAPELLEN IN VORARLBERG

Alberschwende, Pfarrkirche zum hl. Martin
Andelsbuch, Kapelle zu den hll. Martin und Wendelin in Bersbuch
Baad, Expositurkirche zum hl. Martin
Bezau, Kapelle zu den hll. Martin und Wendelin Alpe Kassa Wildmoos
Bildstein, Kapelle zu den hll. Wendelin und Martin in Baumgarten
Bizau, Kapelle zu den hll. Martin und Wendelin in Löffelau
Bregenz, Kapelle zum hl. Martin in der Oberstadt
Bürs, Alte Pfarrkirche zum hl. Martin
Dornbirn, Stadtpfarrkirche zum hl. Martin
Feldkirch-Altenstadt, Kapelle zum hl. Martin
Feldkirch-Nofels, Kapelle zu den hll. Martin und Magnus in Fresch
Fontanella, Pfarrkirche zu den hll. Sebastian und Martin
Hard, Ferialkirche zum hl. Martin
Hörbranz, Pfarrkirche zum hl. Martin
Krumbach, Pfarrkirche zu den hll. Martin und Wendelin
Laterns, Kapelle zum hl. Martin in Wies
Lech, Expositurkirche zum hl. Martin in Bürstegg
Lech, Kapelle zum hl. Martin im Älpele
Lech, Kapelle zum hl. Martin in Straße am Burgbach
Ludesch, Alte Pfarrkirche zum hl. Martin
Mellau, Kapelle zu den hll. Martin und Wendelin im Oberfeld
Nenzing, Ferialkirche zu den hll. Julius, Ottilia und Martin in Beschling
Partenen, Kuratiekirche zum hl. Martin
Reuthe, Kapelle zu den hll. Wendelin und Martin in Hinterreuthe
Riefensberg, Kapelle zu den hll. Martin und Wendelin in Springen
Röthis, Pfarrkirche zum hl. Martin
Schnepfau, Kapelle zum hl. Martin in Hirschau
Wald am Arlberg, Kapelle zum hl. Martin in Innerwald
Wald am Arlberg, Kapelle hl. Martin in Mason

LITERATUR

Sulpicius Severus: Vita Sancti Martini / Das Leben des heiligen Martin. Übersetzung, Anmerkungen und Nachwort von Gerlinde Huber-Rebenich, Stuttgart 2010

Des Sulpicius Severus Schriften über den hl. Martinus (Bibliothek der Kirchenväter, 1. Reihe, Band 20), München 1914.

Andreas Drouve: Der heilige Martin. Patron der Armen – Vorbild der Nächstenliebe, Kevelaer 2011

Norbert Frank u.a. (Hg.): Heiliger Martin. Geschichte, Kult, Patronanz (Burgenländische Forschungen 107), Eisenstadt 2014

Gebhard Fürst (Hg.): Martin von Tours. Leitfigur für ein humanes Europa und die Zukunft des Christentums in Europa, Ostfildern 2016

Walter Fürst: Martin von Tours – Zeuge des „rechten Glaubens“. Zur Aktualität der frühen Martinsbilder. In: Gebhard Fürst (Hg.): Martin von Tours, Ostfildern 2016

Karl Kraus: Martin von Tours 336-397. In: Norbert Frank u.a. (Hg.): Der heilige Martin, Eisenstadt 2014

Lexikon der christlichen Ikonographie, 8 Bände, Stichwort „Martin von Tours, Freiburg im Breisgau 1968–1976

Wolfgang Urban: Der Blick auf den Anderen. Das Martinusbild in der Kunst des Abendlandes. Eine Übersicht. In: Gebhard Fürst (Hg.): Martin von Tours, Ostfildern 2016

Helga Maria Wolf: Der „volkstümliche“ Martin. In: Norbert Frank u.a. (Hg.): Der heilige Martin, Eisenstadt 2014

Ökumenisches Heiligenlexikon, www.heiligenlexikon.de

Wikipedia, www.de.wikipedia.org



Chartres, Martinsleben, gotisches Glasfenster, 13. Jahrhundert

BILDNACHWEIS

Gemeinfrei Wikicommons S 1, 4, 8, 10, 19, 38, 40

Othmar Lässer S 15, 20, 24, 32, 34

Markus Hofer S 28

IMPRESSUM

Fachstelle für Glaubensästhetik

Pastoralamt der Katholischen Kirche Vorarlberg

F.d.I.: Dr. Markus Hofer

markus.hofer@kath-kirche-vorarlberg.at

Bahnhofstraße 13, 6800 Feldkirch, Österreich

DVR 0029874(1200)

www.erlebnis.kirchenraum.at

www.kath-kirche-vorarlberg.at



Katholische
Kirche
Vorarlberg